

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 9

Artikel: Das Menschlein Matthias : Roman [8. Fortsetzung]
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667320>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS MENSCHLEIN MATTHIAS

Roman von Paul Hg

Verlag Rascher & Cie., Zürich

8. Fortsetzung

„Vier Fehlstreifen. Schlechter Hohlraum. Zwanzig Prozent Abzug. Vorwärts! Worauf warten Sie?“ fuhr Herr Flotsch seinen Gehilfen an, als habe er die Arbeit keine Sekunde außer acht gelassen. Auch die überraschte Erste rief unter den vielen Gafferinnen ein Opfer auf. Der eigentliche Störenfried hingegen trat dem Prinzipal ohne Scheu vor die Augen wie einer, der nichts mehr zu verlieren hat.

„Ich bin jetzt bald zwanzig Jahre bei Ihnen, Herr Hirsch, und soviel ich weiß, haben Sie sich über mich nie beklagt. Und was ich mir von dem da drin schon gefallen lassen mußte, das geht auf keine Ruhhaut. Aber Mensch möcht' man doch immer noch bleiben, Herr Hirsch. Und wo keine Gerechtigkeit ist, da kann es nur ein erbärmlicher Kriecher aushalten. Das weiß der liebe Herrgott!“

„Der hat mit meinem Geschäft nichts zu tun!“ fuhr ihm der kleine Gebieter knirschend vor But in die Rede. „Wer sich zu beklagen hat, soll in mein Kontor kommen und nicht wie ein Botokude vor den andern herumtanzen, verstehen Sie mich?“

Doch der andere hatte schon alle Hoffnung verloren.

„Nein, Herr Hirsch!“ rief er hinter diesem her, „ich verstehe Sie nicht. Sie sind doch selber schon oft von diesem tollen Hund gebissen worden. Wie ein Marktweib verhudelt er Ihren Namen stadtaus und -ein. Das weiß hier jeder Sticker und Staber. Und daß Sie sich ducken. Sie, der reiche Herr Hirsch, vor einem Angestellten, aus Angst, er könnte zur Konkurrenz überlaufen! Das ist auch eine Selbstüberwindung, aber ich beneide Sie nicht darum, Herr Hirsch! Ich nicht!“

Diese Worte des verzweifeltsten Mannes fielen nieder wie Hammerschläge und erschütterten alle Herzen. In ihrem Nachklang trat fast in allen Köpfen eine bestechende Eingebung zutage: das Gefühl von der entehrenden Macht des Besitzes und dem erhebenden Stolz des Armen, der lieber Not leiden als die Achtung vor sich selbst verlieren will.

Eine Weile glied sich der in seiner Selbstbeherrschung sonst unübertreffliche Herrscher nicht mehr. Der Ankläger hatte zweifellos seinen wunden Punkt getroffen. Hirsch senior stampfte den Boden mit seinen schwachen Beinchen, er suchte mit den Händen in der Luft herum, sein Gesicht war zur Frage verzerrt, die Stimme überschlug sich, als er seinen Willen kundtun wollte. „Sie sind entlassen. Augenblicklich, hören Sie, au—gen—blicklich verlassen Sie mein Haus. Ist denn niemand da, der mir diesen Menschen aus den Augen schafft?“

Die Aufforderung war freilich überflüssig. Der Aufrührer hatte die Saaltür bereits hinter sich zugeworfen. Aber ein Geist des Widerstandes blieb darin zurück und nistete sich ein in mancher Brust. Auch den Strebern und ehrlosen Kriechern, die nirgends fehlen, wo Menschen ums tägliche Brot nebeneinander ringen, auch diesen rüddigen Schafen hatte der Blitz gezündet; sie erblickten sich nackt, in ihrer ganzen Häßlichkeit. Da gab es denn schwere Beklemmungen, scheue Blicke und brandrote Wangen.

Ärger war aber niemand betroffen als Brigitte Böhi, das Musterfräulein. Sie horchte noch lange hinaus und konnte kein Glied rühren, als die andern ihre Arbeit schon wieder mit Gleichmut aufgenommen hatten. Auch Matthias war bei dem Geschrei besorgt vom Stuhl gerutscht. Er blickte jedoch nicht selbsttätig auf den Kampf-

platz, sondern sah zuerst einmal nach, was die Mutter so sehr gefangennahm. Sie schien nur den einen zu beachten, just den Großen mit der Samtjacke und den gewürfelten Hosen. Als dieser verschwand, wurde ihr Blick ganz starr, ganz nach innen gekehrt.

In die Seele des Knaben aber schlug es wie ein Blitz: Das ist er! Dieser mächtige Bösewicht, der da den armen Graubart davonjagte, war gewiß imstande, auch ihn, den kleinen Matthias, hinauszupfeffern. Nur gut, daß er nun wenigstens wußte, wie der Erzfeind aussah! Dem durfte er beileibe nicht in die Hände laufen. Und die Mutter hatte tausendmal recht, wenn sie d e n nicht zu seinem Vater machen wollte.

Aber das Bild des sonderlichen Mannes war damit unauslöschlich in das Gehirn des Kindes gegraben. Von Stund an mußte Matthias viel über ihn nachdenken, besonders darüber, daß jener so viel zu befehlen hatte und zugleich so halb und halb — er wußte nicht wie — sein Vater war.

„Der schreckliche Mensch ... Was der noch alles anstellt!“ flüsterte Brigitte unbewußt, ahnungsvoll.

Im Nebenraum, dem Kontor von Herzfeld junior, vernahm sie eine heftige Debatte der beiden Prinzipale. Es dauerte auch nicht lange, bis der Alte wieder zum Vorschein kam und ihr den Auftrag erteilte: „Sagen Sie dem Dessinateur Oberholzer, daß ich ihn in meinem Kontor erwarte.“

Einen schlimmeren hätte man ihr kaum geben können. Schon der Zwang, durch die Reihen der Ausrüsterinnen zu gehen, deuchte sie ein Spießrutenlaufen, denn diese hatten den Knaben im Musterzimmer längst entdeckt und mit boshaftem Vergnügen festgestellt: „Der junge Oberholzer ist da!“ Des alten Zeichners tragischer Abgang schien bereits wieder vergessen. Flotsch, der Fergger, setzte die unterbrochene Vespermahlzeit fort und machte dazu hinter Mister Greens Rücken allerlei muntere Streiche. Er warf seinem Spießgesellen auf der andern Seite des Saales über die Köpfe der Mädchen hinweg Wurstscheibchen zu, die dieser akrobatisch geschickt auffing und verschlang. Wenn dann der Abteilungschef ahnungsvoll sich umblickte, saß Flötschchen jedes-

mal mit dem Gleichmut eines Wiederkäuers da, ohne den geringsten Anhaltspunkt zu bieten, was die unfreiwilligen Lachausbrüche nur noch verstärkte. Er war Greens bester Freund, jeden Sommersamstag zogen die beiden mit Pickel, Axt und Seil in die Berge, bestanden zusammen die herrlichsten Gefahren, und keiner mochte den andern auch nur einen Tag missen, aber infolge der Ungleichheit ihrer Stellung kam es im Geschäft zwischen ihnen täglich zu Reibereien, wobei Flotsch stets die gekränkte Unschuld spielte. Er hatte in dieser Hinsicht nicht das geringste Ehrgefühl und machte jeden Packer und Staber zu Vertrauten seiner Torheiten. Alle naselang wurde irgendein Anschlag in Szene gesetzt, um der Würde des Chefs ein Bein zu stellen. Entweder war ihm der Pultdeckel zugenagelt, worauf er dann minutenlang kopfschüttelnd, erst behutsam, schließlich wie rasend das Schloß hin und her trieb, stemmte und schimpfte, daß den Eingeweichten vor verhaltenem Lachen die Tränen über die Backen rollen oder er schleppte plötzlich im Gehen den Papierkorb hinter sich her, der mittels Faden und Klammer an seiner Arbeitsjoppe befestigt war. —

Das Erscheinen des Musterfräuleins erregte neues Aufsehen. Die Mädchen stießen sich an, die jungen Herren der Expedition räusperten sich und zwinkerten mit den Augen.

Brigitte mühte sich unbefangen zu erscheinen, sie sprach im Vorbeigehen einige Worte mit Fräulein Labhart, der einzigen Freundin, die sie unter den Bleichemädchen hatte, und nahm auch mit erkünsteltem Interesse einige Roben in Augenschein. Von dem schimpflichen Geflüster konnte sie nichts hören, aber sie empfand die frechen Blicke doch wie Nadelstiche. Und dabei war ihr zumut, wie wenn sie bis an die Knie durch Schmutz und Schlamm waten müßte.

Wie kommt's, daß diese Menschen so viel Macht über mich haben? dachte sie im Gehen, tief beschämt von ihrer Zaghastigkeit. Ich kann mich ja gar nicht mehr natürlich bewegen. Wenn ich das wäre, wofür die mich halten, ich könnte mich nicht dümmer benehmen!

Über die Niedertracht der andern wunderte sie sich nicht. Sie hatte ein dunkles Gefühl, daß die

in Fabriken zusammengetriebenen Menschen fast nur durch ein Wunder gut bleiben konnten. Die meisten waren verbittert, weil sie sich zurückgesetzt wähnten; sie haßten sich untereinander und lagen beständig auf der Lauer, wer ihnen den Rang ablaufen könnte.

Darum gab es so viele Schmeichler und Heuchler, Streber und Angeber. Nur wenige suchten ihre Vorgesetzten durch ehrlichen Fleiß zu überzeugen: so geringe Aussichten schien diese Methode im Kampf ums Dasein zu bieten. Und doch mochten gar manche als treuherzige, rechtschaffene Seelen in dieses Haus der Arbeit gekommen sein und sich lange gestraubt haben, ehe sie der gemeinen Seuche zum Opfer fielen. Sie hatten in der ersten Zeit vielleicht einen wahren Abscheu empfunden, wenn sie sahen, wie dieser und jener, der eben noch faul herumlungerte, beim Erscheinen des Prinzipals eine fieberhafte Tätigkeit herauskehrte und sich gebärdete, als ob ihm die Interessen des Geschäfts wie Räder im Kopfe surrten. Ach, all dies um ein bißchen Beförderung und Gehaltszulage! Mitleiderregend war indessen das Geschick der meisten Bleichemädchen. An der Schwelle des fraulichen Lebens stehend, drängten sie zu Hunderten herbei, um hier eine bescheidene Aussteuer zu erwerben, die bessere Zeit zu erwarten, wo ein erwünschter Freier Ernst machen werde. In der Blütezeit des Hoffens hatte man die Augen wohl gar zu den großen Sternen der Bleiche aufgeschlagen: Prokuristen, Buchhalter, Fergger und Stickermeister mit fürstlichen Gehältern wurden im Geist an den Hochzeitswagen gespannt; man wies sich die besten Plätze an in der Sphäre bürgerlicher Wohlhabenheit und teilte Gnaden aus an die in Armut zurückgebliebenen, vom Glück vergessenen Freundinnen. Das dauerte so einige lange, bange Jahre, währenddessen die Ansprüche langsam, aber sicher nachließen, bis zuletzt ein ordentlicher Sticker oder Packer die Hand bot zu einem bescheidenen Winkelglück im Arbeiterviertel. Denn diese konnten immerhin noch von Glück sagen im Vergleich mit den alleingeblienen, verfauerten alten Jungfern, die sich zuletzt hoffnungslos auf die Arbeit warfen, verzweifelte Rekorde des Fleißes schufen und auf diese Weise den Jungen eine schwere Plage wurden. Sie zischten und hechelten, spannen Intrig-

gen, spürten „Fehlritte“ auf, die sie nicht schnell genug an die große Glocke hängen konnten, wie wohl sie selber einst ihre Haut recht wohlfeil zu Markte trugen und sich bitter härmten, weil keiner darauf bieten mochte. Ja, solche Verwandlungen begaben sich in diesen Räumen. Die Blüten der Hoffnung, die duftigen, fielen ab, und giftige Früchte wuchsen an ihrer Stelle.

Brigitte durfte sich nicht verhehlen, daß sie selber bis heute kein anderes Garn gesponnen hatte. Wie ihre äußere Gefälligkeit die Ursache ihrer bevorzugten Stellung war, weil nun einmal auch die Großen lieber hübsche als häßliche Geschöpfe neben sich haben, so sahen die besseren Angestellten in ihr auch heute noch eine Art Freiwild, wozu sie sich eben durch Brigittes früheren „Fehltritt“ berechtigt glaubten. Der eine und andere war ihr schon nähergekommen, sie hatten gemeinsame Ausflüge gemacht und Gefallen aneinander gefunden. Allein das Musterfräulein ließ es jeden fühlen, daß sie ein gebranntes Kind sei und ihrer keinem über den Weg traue. An ihrer großen Vorsicht und Zurückhaltung scheiterten die guten Bekanntschaften. Von seiten dieser besseren Herren hatte sie noch nie einen ernstgemeinten Heiratsantrag erhalten, denn selbst der allerverliebteste konnte den Mut nicht finden, die Erbschaft ihres ersten Liebhabers in Ehren anzutreten. Ohne Spott und mancherlei Verachtung wäre so einer in Treustadt schwerlich durchgekommen. Und darum begegneten sich alle in dem einen, wehmütigen Gefühl: „'s ist doch jammer-schade um das appetitliche Weiblein!“

Ein liebenswürdiges „Herein“ war es gerade auch nicht, womit Herr Oberholzer die Klopfsende einlud. Erst als sie ihre Botschaft verkündet hatte, verwunderte sich der Übelgelaunte über den hoch-nässigen Ton, der ihm vorkam wie aus der Pistole geschossen. Wer ihm sonst etwas zu bestellen hatte, tat es meist auf eine sehr behutsame Art, das heißt, er breitete gleichsam einen Teppich aus, dem Gewaltigen die Mühe angenehm zu machen.

Er sah also auf und schoß vom Stuhl in die Höhe. „Zum Donnerwetter, komm mir nicht so daher, Maitle, wie wenn du hier dein Waschbecken ausleeren müßtest! Was hast du zu berichten?“

Noch ein Nachmittagskonzert! dachten die draußen beglückt.

Aber Angst hatte Brigitte wirklich keine. Auch behielt sie den Türgriff in der Hand.

„Sie sollen ins Kontor zu Herrn Hirsch kommen. Sonst red' ich doch allen deutlich genug. Und zudem bin ich nicht Ihre Duzfreundin, Sie ungehobelter Grobian!“ sagte sie so laut, daß es wiederum die ganze Versammlung hören konnte.

Ei, gab es da vergnügte Mienen. Auf solchen Festtag wußten sich die ältesten Einwohner nicht zu besinnen. Aber diesmal wurde freilich das Musterfräulein mit andern Augen betrachtet. Und das Allermerkwürdigste an dieser Geschichte kam noch, als der Dessinateur seinen roten, mißratenen Seehundskopf heraustreckte und, gleichsam in tiefster Seele erfrischt, hinter der Flüchtigen herrief: „Alle Achtung, du schwarzer Satan! Du bist allweg nicht aufs Maul gefallen! Was meinen Sie, Green? Das wär' am Ende doch die Rechte für mich, hä? Ja, beim Eid!“

Vor dem allgemeinen Gelächter und offenen Gelächter machte sich Brigitte schweigend, voller Scham, Elend und Abscheu, aus dem Staube. Schlug es denn kein Loch durchs Dach, daß dieser Meister Übermut, der ihr Leben gewissenlos vergiftet hatte, sie zu allem noch derart bloßstellen, verhöhnern durfte! An jedem andern Ort wäre sie mit dem kleinen Matthias noch einmal vor den Frebler hingetreten, um ihm ins Gesicht zu schleudern: „Vor deinem Kinde schäme dich, du wüster Gesell!“ Aber auch hierzu mußte die rechte Stunde und Gelegenheit wohl noch kommen. Sie konnte warten. Ihr Herz wollte zerspringen vor Weh, als sie ans Fenster wankte, um ihren heißen Atem zu fühlen.

Dem Blick ins Freie am nächsten lag der evangelische Friedhof, der nur durch eine manns hohe Mauer vom Bleichgarten getrennt war. Keine lustige Nachbarschaft. Aber Brigitte hatte diese Aussicht von jeher angezogen; der Blick da hinab war ihr recht lieb geworden. Sie hatte schon viele Särge kommen und verschwinden, groß und klein an offenen Gräbern weinen sehen. Sie schaute so gern dem Totengräber zu, den Grabsteinseßern, und gab acht darauf, wie da unten — hinter der des Lebens — eine Totenstadt entstand, wo wie-

der Armut und Reichtum gegeneinander standen, doch diesmal neidlos, friedlich und schön. Und oftmals fiel ihr ein, zu fragen, ob sich an dieser Stätte auch für sie einst eine Gruft öffnen und wer dann übrigbleiben werde, den Hügel mit Liebeszeichen zu schmücken. Im Geist sah sie dann wohl eine stattliche Trauergemeinde, wie diese beim Begräbnis der Oberstin Gonzenbach versammelt war, einen mit Kränzen überreich geschmückten Sarg... und vor dem visionären Grab einen ehrwürdigen Greis stehen, umgeben von aufrechten Söhnen und stolzeren Töchtern, einer innig geliebten Gattin und Mutter das letzte Lebewohl zurufend. Der Männerchor sang eine Kantate zu Ehren der Entschlafenen, und der Nachruf des Pfarrers widerhallte noch lange in den Herzen der Treustädterinnen.

Warum denn sollte ihr, Brigitte Böhi, solch ein selig Ende nicht beschert sein? Hatte der Himmel nicht hundertmal schon dergleichen Lose ausgestreut, schöne Mädchen aus dem Staub der Armut gezogen und durch irdische Paradiese geleitet? Ja, solche Gedanken kamen ihr wohl auch an diesem Plaze. Immer wieder verlangte der ungelebte Frühling ihres Herzens nach seinem Recht. Da mochte sie nicht dran glauben, daß auch sie ein Totengräber war, der die eigene Jugend lebendig begraben mußte.

Aber heute fiel es ihr ein, und lange, lange blieb ihr Blick auf den grünen Gräbern haften, als wär's ihr weit besser, recht bald in jene Stadt einzuziehen, wenn auch schweigend, ohne Geleit und in kahlem Gehäuse...

Derweilen saß das Söhnlein Matthias nicht minder erregt bei den neuen Geschäften. Seine Fortschritte waren derart, daß ihm bereits neue Aufträge anvertraut werden durften. Raum hatte er etwelche Ordnung in seine Erlebnisse gebracht und den Zusammenhang der großen Gewerkschaft zur Bleiche begriffen, beschloß er, ein ganz gewaltiger Zeichner vor dem Herrn zu werden. Die Mutter konnte sich nicht retten vor einschlägigen Fragen. Aber die Sorge, daß er noch Heimweh nach dem Supf haben könnte, durfte sie ruhig fallen lassen.

(Fortsetzung folgt.)